

Stoffknappheit.

Man erhalten wir auch unsern Kleiderbedarf nur mehr nach behördlich festgestelltem Ausmaß. So ganz überraschend kam uns diese Maßregel nicht, die unerschwinglichen Preise haben uns ja freundschaftlich darauf vorbereitet. Sie haben auch das Straßenbild bereits verändert, aber wie alles und jedes in diesem Kriege anders kommt, als man es sich vorstellt, so auch hier. Wer etwa dachte, durch die Schwermertigkeit und die fabelhaften Preise der Stoffe würde das Bild der Allgemuttheit ärmtlicher und trüblicher werden, hat sich — wenigstens bis jetzt — getäuscht, denn es ist reichlicher und interessanter geworden, durch eine notgeborene Vielfältigkeit. Rot bricht ja stets die Gefesse durch, die Stoffnot hat mit dem Geseß der alleintragbaren herrschenden Mode ausgenäumt, man trägt, was man noch besitzt, was man ruhig hervorbrachte aus uraltem einem Kumpelwinkel. Hier und da wird das Stück durch kleine Veränderungen der Modelinie nahegebracht — wenn's nicht geht, trägt man es völlig unverändert, denn das Unglaubliche wurde Ereignis: Derselbe Schneider, der vor vier Jahren von demselben Kleidungsstück behauptete, daß es einfach „unmöglich“ sei, trägt heute, „aber das geht ja so ganz gut zum Tragen — den Stoff kriegt man heut' überhaupt net mehr.“ So freut man sich über den wertvollen Fund, der durch einen Zufall, vielleicht durch ein gleichgültiges Vergessen, der Vernichtung oder der Veräußerung entging. So sehen wir auf einmal wieder Kleider-

mehr Jahren Mode waren — und wir müssen gesehen, daß sie der Trägerin meist noch genau so gut stehen wie damals, daß sie sogar durch den Gegensatz zur Modelinie noch ein Mehr von Plüsch erhalten haben. Es gibt da Mode von vorwurfsvoller Stoffmenge, daneben etwas gemäßigtere — bis zum ganz trappen Fröckchen, das vor etlichen Jahren unser Entzücken bildete, feste Paletots, die wir bereits vergessen hatten, lange, halblange, dreiviertel lange, weite, enge, lose und gegürtete Satten, ein seit langem nicht genossenes Stück der Mannigfaltigkeit. Unmühtig und reizvoll ist diese Vielheit und — wenn man ein wenig genauer zuseht — könnte sie sogar lehrreich sein. Wir erhoffen und erleben ja alle den Frieden, daß das Friedensschlußes mal der glückselige Tag des Friedensschlusses da sein wird, nicht sofort wieder die Zuckersüßigkeit und Salzstangerln auf den Gaß- und Kaffeekausstischen stehen werden, darüber sind wir — ach! — die rosigsten Optimisten bereits klar. Auch daß man für 5 Kronen eine Bluse und für 12 Kronen 50 Heller ein Paar lieblicher Halbschürze kriegen wird, dürfte noch eine gute Weile dauern. Das will heißen, daß wir noch eine Zeitlang härtere Tage haben werden, zumindest werden die Grenzen zwischen Arm und Reich kantiger sein als in den goldenen Zeiten vor dem Kriege, da eine auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit stehende Industrie Schönheit und Komfort für jeden Geldbeutel zu bieten verstand. Wir haben diese Leistungen damals als die feinste Blüte, den Gipfel der Kultur empfunden, heute gibt es bereits Menschen, die daran zu zweifeln wagen. Vielleicht entstehen solche Stimmungen unter dem Eindruck all der ungeschlichen „Erlöse“, die eine sonatistische Sehnüchtheit nach allem Götzen, nicht nachgeahmten in uns

Recht betrachtet, hatte diese Industrie uns in eine Welt von Nachahmungen eingehüllt. Wer persönlicher und Standesstill ging damit verloren, ohne Zutun der Menschen freilich, sie wurden einfach von dieser Flut von Neuem, noch nicht Degewesenen überwältigt. Das Maschinenzeitalter hat ja bekanntlich Rabbi von Moses Wort widerlegt. Die Möglichkeit, eine neue Geschmacksrichtung sozusagen über Nacht überall durchzuführen, die Frauen der ganzen zivilisierten Welt im Verlauf weniger Wochen in eine einzige Silhouette zu bringen, das war vordem noch nicht degewesen, die langwierige und teure Handarbeit hätte das niemals aufstunde bringen können. Allerdings, die neuen leichteren Möglichkeiten erschnen auch die Eucht nach der höheren Lebensform und brägen das Wort vom „Leben über die Verhältnisse“. Die ganze Menschheit lebe in Nachahmungen, in Erläuterungen einer höheren Umwelt, als die Mittel eines Standes es in Wirklichkeit gestatteten. Der Mut zur freiwilligen Umfriedung, des Deutens der Standesgrenzen war uns verloren gegangen, und es ist doch wirklich kein demütigtes, vielmehr ein sehr stolzes Wort, das untern Vorjahren noch so gekläufige: „Das schickt sich aber paßt sich nicht für meinen Stand.“ Ein selbstbewährtes Sich-einschließen mit Beruf und Stand liegt darin — es klingt wie ein mürriges Bekenntnis seiner Religion — oder seiner politischen Ueberzeugung, wie es uns sicherlich auch heute noch großen Eindruck macht. Das Leben aber hatte durch die Vermischung der Standesgrenzen viel von seiner reizvollen Vielfältigkeit eingebüßt. Die Menschen des Maschinenzeitalters verachteten das Bild der Natur, die keine Gleichform kennt; hätt' sie fähiger zu werden, keuerteten die Lebensverhältnisse jener berückichtigten Dede zu, die uns

1. VII. 1917

19